



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ein Blick ins volle Kaffernleben.

eine Schwiele aufmerksam mache, die sich gleich einer Schnur zwei- bis dreimal um dessen Körper zog und sich sichtbar fortbewegte. Die beiden Enden, die sich, wie es schien, zu vereinigen suchten, waren nicht mehr weit voneinander entfernt, und man sagte ihm, die Krankheit heiße Schlangenqual. Was sich da im Leibe des Patienten bewege, sei eine Art Schlange; sie suche mit ihrem Rachen den eigenen Schwanz zu erfassen, und sobald ihr das gelinge, schnüre sie die Brust des Kranken so heftig zusammen, daß er ersticken müsse.

P. Cavazzi hatte großes Mitleid mit dem armen Manne, ermahnte ihn zum Gebet und Gottvertrauen, erweckte mit ihm Akte der Reue und hörte dann seine Beichte. Kurz darauf trat ein schwarzer Soldat in die Hütte ein und erbot sich, das Uebel zu heilen. Als man ihm bereitwilligst die Erlaubnis hiezu gegeben, flocht er aus einer Art zäher, stechender Binsen einige Striche und fing an, den Kranken an den Stellen, wo sich die angebliche Schlange zeigte, zu geißen. Diese suchte offenbar den Hieben, die hauptsächlich nach ihrem Kopfe gezielt waren, sich zu entziehen und zog sich immer mehr zusammen, bis sie zuletzt einen unsörmlichen Knäuel bildete. Der Soldat fuhr eine halbe Stunde lang mit der Geißelung fort, bis er endlich den Tod der Schlange konstatieren konnte. Nun verbrannte er die Binsenstriche, vermischt die Asche mit Honig und ließ von dieser Salbe Aufschläge an der Stelle machen, wo die tote Schlange lag. Nach vier Tagen war jede Spur des Uebels verschwunden. Wahrcheinlich hatte der Kranke, der auf so sonderbare Weise kuriert wurde, den sogenannten Guineawurm.

Nach Eroberung der Festung Rangunvie, die zwar viele Opfer kostete, aber die Befahrung und Taufe des Häuptlings zur Folge hatte, kehrte P. Cavazzi nach Massangano zurück. Doch die Ruhe, die ihm hier zu teil wurde, war nur von kurzer Dauer. Die portugiesischen Kaufleute nämlich, die sich in Klein-Ganghella am Hofe des Schaggaerfürsten Kassange angeiedelt hatten, batzen um einen Seelsorger, und der Missionspräfekt kannte für diesen wichtigen Posten keinen anderen Mann als den P. Cavazzi.

In Klein-Ganghella, wohin sich nun unser Missionär begeben hatte, ist ein merkwürdiger Berg, Chisala mit Namen. Er erhebt sich mitten aus einer großen Ebene und gleicht von fern einem gewaltigen Turme. In ganz Matamba und weit darüber hinaus stand dieser Berg in hohen Ehren, waren doch an ihm in alter Zeit die Gottesurteile vollzogen worden. Wollte nämlich jemand, der eines schweren Verbrechens angeklagt war, es nicht eingestehen, so führte man ihn an den Fuß dieses Berges. Hier überreichte ihm der Ganga oder Oberpriester einige scharfe eiserne Werkzeuge, um mit deren Hilfe den steilen Felsen zu erklimmen. Zugleich warnte er ihn aber auch vor dem Zorn der Götter, die diesen Ort bewachten und jeden Schuldigen bestrafen.

Den ebenso hinterlistigen als geizigen Gangas oder Götzenpriestern aber fehlte es nicht an Mitteln, den Angeklagten zu unterstützen, wenn er reich war und ihren Schutz sich erkauft. Sie beschrieben ihm dann die Richtung, die er einzuschlagen habe, versahen ihn mit guten Werkzeugen und verabreichten ihm eine eigens für diesen Zweck zubereitete Speise, die eine selte Kraft und Ausdauer verlieh. Auf diese Weise entgingen oft Schuldige der verdienten Strafe, während arme Unschuldige, welche die Habjucht der Gangas nicht befriedigen konnten, elendiglich ums Leben kamen. Man gab ihnen nämlich die schlechtesten Werkzeuge und ließ sie

auf den steilsten und schwierigsten Pfaden emporklettern. Stürzten sie ab, und kamen sie noch lebend am Boden an, so wurden sie als gemeine, von Gott gerichtete Verbrecher erschlagen und aufgezehrt. Wer aber glücklich auf dem Gipfel ankam, wurde, nachdem er auf einem bequemen Weg abgestiegen war, von dem versammelten Volk mit Liebkosungen empfangen und stürmisch beglückwünscht. Die Gangas bestreuten ihn vom Kopf bis zu den Füßen mit Mehl, um dadurch seine Reinheit und Unschuld anzudeuten, und er kehrte in diesem Zustand triumphierend in seine Heimat zurück.

Klein-Ganghella ist gefund und fruchtbar, und würde, wenn der Boden fleißig bebaut würde, die herrlichsten Früchte zeitigen. Leider sind seine Bewohner, die wilden Schaggaer, Feinde jeglicher Arbeit. Jahr aus jahrein ziehen sie, wilden Bestien gleich, unstill einher, einzlig darauf bedacht, den stets hungrigen Magen durch Fleisch zu sättigen. Sie sind daher immer auf der Jagd, entweder auf wilde Tiere, oder auf die Bewohner benachbarter Länder. Jeder Gefangene wird ohne Erbarmen abgeschlachtet und aufgefressen. Besonders lustig sind die Schaggaer nach dem Fleische der Löwen, deren es eine Menge in ihren Wäldern gibt. Der Genuss desselben scheint sie noch wilder und blutgieriger zu machen, als sie an sich schon sind, denn wenn der Hunger sie treibt, fallen sie über ihre eigenen Stammesgenossen her und verschonen selbst die nächsten Angehörigen nicht. (Fortsetzung folgt)

Ein Blick ins volle Kaffernleben.

Der Krieg.

Bei allen wilden Völkern ist der Krieg die höchste und wichtigste Aufgabe der Nation, ja von ihm hängt die Existenz des ganzen Volkes ab. Jeder körperlich gut entwickelte Mann zählt zu den Verteidigern des Vaterlandes, und man findet unter den Schwarzen, zumal unter den Sulus, Leute von prächtigen Körperperformen. Der Schwächling wird an die Wand gedrückt, die Wand aber ist das Grab.

Wenn eine große Zahl von Kriegern fällt, so hat das nach der Ansicht der Heiden auch sein Gutes: die Überlebenden haben mehr zu essen und eine größere Auswahl unter den Frauen; denn es treffen vielleicht 3 bis 5 Frauen auf einen Mann. Daß solche Grundsätze vertierend auf ein Volk wirken, ist klar. Was bleibt für Geist und Gemüt noch übrig, wenn auf dem großen Weltmarkt Stärke und Muskelkraft allein den Ausschlag gibt?

Ein Bericht über das kaffrische Kriegsweisen wäre keineswegs erschöpfend, ließen wir dabei die Schule und Taktik Tschakas, dieses afrikanischen Napoleons, unerwähnt. Drum hier ein kurzer Überblick über das von ihm eingeführte System: Tschaka verwüstete mit seinen Horden die südafrikanischen Länder ungefähr um dieselbe Zeit, da im Europa die napoleonischen Kriege wüteten. Man schätzt die Zahl der durch ihn getöteten Menschen auf eine Million, und heute noch gibt es Gegenden, welche die Folgen solcher Menschenräubereien im großen aufzuweisen.

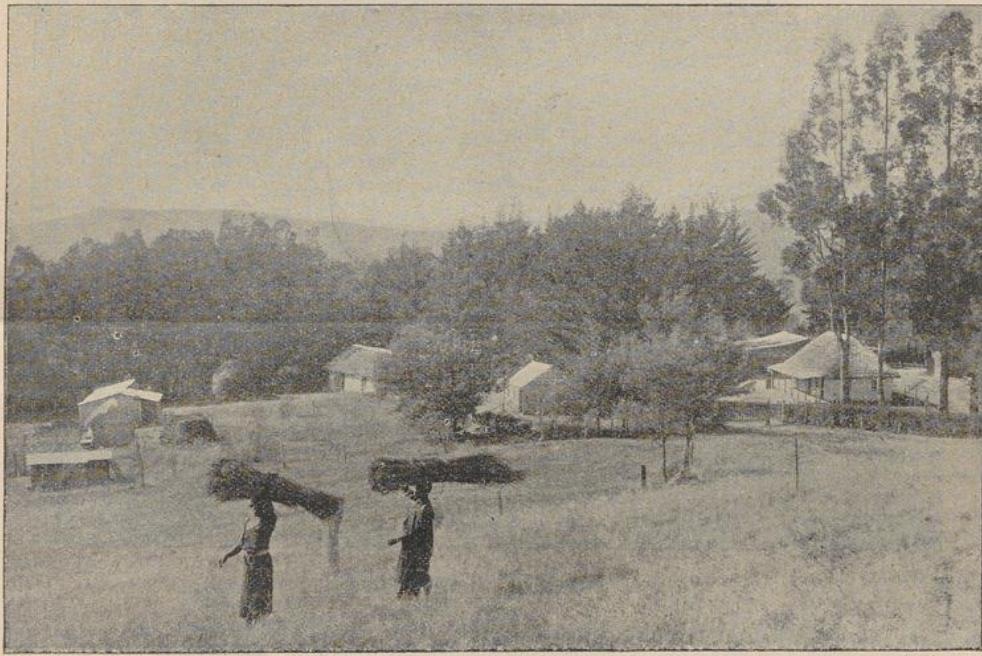
Der Engländer Prout nimmt an, Tschaka sei etwa ums Jahr 1787 geboren; sicherer ist sein Todesjahr, er starb 1828. Tschaka hielt ein Kriegsheer von ungefähr 100 000 Mann, wovon die Hälfte jeden Augenblick des Rufes zu den Waffen gewärtig stand. Der König war an keine schwierige Bürokratie und an kein Kriegsministerium gebunden, er brauchte auf keine

Zeitungsbücherei, noch sonstige Neuerungen des Volkswillens Rücksicht zu nehmen. Es gab nur einen Willen im Land, den des Königs; und der war allmächtig die ganze Linie entlang. Welche Folgen dies hatte, werden wir gleich sehen: Hatte z. B. ein Regiment seine Waffenehrung nicht gewahrt, so ließ Tschaka keine lange Untersuchung anstellen, sondern sandte einfach ein altes, erprobtes Regiment ab, das schuldige Bataillon niederzumetzeln. Jeder Feigling wurde mit dem Tode bestraft, ebenso jeder gesangene Krieger. Früher hatten die Käffern den langen Wurfspeer. Tschaka aber wollte, daß seine Soldaten ins Handgemenge kämen, schaffte ihn daher ab und setzte an dessen Stelle den kurzen Stoß-Ajjagai. Wehe dem Krieger, der im Kampfe diese Waffe verlor! Er wurde unfehlbar nach der Schlacht zum Tode geführt.

Tschaka unterhielt Spione rings im Land, und wußte genau, wie jeder größere Kraal, falls es zum

Ordre, daß das ganze Regiment sich sofort verheirate. Freie Liebe war nie unterjagt, stand man dagegen vor dem Ausbruch eines Krieges, so wurden alle Frauen und Mädchen vom Lager strengstens ferngehalten.

Die einzelnen Regimenter wurden durch verschiedene Abzeichen kennlich gemacht. So hatte z. B. das eine Regiment mit bunten Federn geschmückte Hüte, ein anderes trug Kappen aus Otterfellen, geschmückt mit Kranichfedern; ein drittes führte weiße Schilder, ein vierter hatte als Abzeichen den schwarzen Schild. Ein fünftes Regiment nannte man die Bienen, weil dessen Krieger auf dem Marsche summten wie die Bienen. Das weiße Regiment bestand aus lauter Veteranen. Ihnen allein war, wie soeben angekündigt, in Friedenszeiten erlaubt, ein Weib zu haben. Bogen die Männer in den Kampf, so stellten die Frauen die Matten und die Holzgestelle, die jenen als Kopfkissen dienten, im Sonnenschein auf, und je nach dem Schatten, den sie



Missionsstation Kevelaeer in Natal.

Kämpfe käme, anzugreifen sei. Er überließ nichts dem Zufall und verschob keine Entscheidung bis auf den letzten Moment. Früher waren die Zulus in einer einzigen dichtgedrängten Masse, worin wenig Zucht und Disziplin herrschte, zum Kampfe ausgezogen, sodaß oft einer dem andern hindernd im Wege stand; er dagegen bildete eigene Regimenter und Kolonnen und schulte sie beständig zum Angriff. Es wurden eigene Militärstationen gegründet, wo in etwa 1000 Hütten gegen 5000 Mann einquartiert waren. Für die Verpflegung war hinreichend gesorgt. Sie erhielten am Morgen Käfferbier und am Abend Fleisch, und der König selbst sorgte für die Verproviantierung. Kinder durften den Platz nicht betreten, damit die Krieger nicht etwa freundlich und weichherzig würden. Aus demselben Grunde war den jüngeren Soldaten auch jede eheliche Verbindung untersagt. Hatte dagegen ein Regiment dem König eine gewisse Zahl von Jahren treu gedient und im Kampfe sich ausgezeichnet, so erschien eine königliche

warfen, weissagten sie, ob ihre Männer noch am Leben seien oder nicht.

Während die Spione den König von allem in Kenntnis setzen mussten, was sie nur immer auskundschafteten, behielt dieser alle seine Pläne für sich. Nur den mit einer bestimmten Aufgabe betrauten General weihete er in sein Geheimnis ein, und auch ihn erst unmittelbar vor dem Auszuge zum Krieg. Manche dieser Geheimnisse werden im Swasiland bis auf den heutigen Tag beobachtet.

Dudley Kidd erzählt: „Ich habe die Swazi-Armee auf dem Paradefeld gesehen und beobachtete wiederholt ihre Gefechtsübungen. Ich sage, wer einmal in seinem Leben Zeuge davon gewesen, der wird es nie mehr vergessen; denn der Eindruck war ein geradezu überwältigender. Die Mannschaft war in verschiedene Farben gekleidet. Beim einen Regiment waren die Schilder aus braunen Ochsenhäuten gemacht, bei einem andern aus schwarzen, während ein drittes schwarz und

weiß gefleckte Schilder trug. Auch trugen die Soldaten lange Ringe aus Ochsenhaut, alle von gleicher Farbe, die um ihre Schultern hingen. Und alle diese schwarzen Massen stampften, indem sie einen Kriegsgesang anstimmen, über die Ebene dahin, daß die Erde dröhnte. Wie ein tosender Wirbelwind kamen sie daher, sprangen bei bestimmten Stellen in ihrem Ried in die Höhe, machten dann plötzlich Halt und ahmten die Handlung eines Kriegers nach, der im Begriffe steht, einen zu Boden geworfenen Feind zu durchbohren. Mit zischenndem Sausen stieß jeder dieser fanatischen Krieger seinen Speer in den Boden, und immer wieder und wieder wurde der Stoß wiederholt. Es galt da nicht die Regel: dreimal den Getroffenen morden, nein ein volles Dutzendmal mußte der Held den Mordakt wiederholen, wobei alle zusammen laut ihren Mut und ihre Tapferkeit

Im Buche des Lebens steht es geschrieben.

(Mit 3 Bildern.)

Was steht dort geschrieben? Alles, was der Mensch im Zustand der Gnade und in reiner Absicht Gutes getan. Dort steht auch geschrieben, was er, vielleicht unter mannigfachen Opfern, für das große Werk der katholischen Mission getan.

„Ich kann aber nichts tun“, denkt vielleicht so mancher, der diese Zeilen liest, „Ich bin nicht mit Glücksgütern gesegnet, das wenige, was ich habe, reicht kaum hin, der eigenen Not zu steuern. Wie kann man mir da zumuten, die Heidenmission zu unterstützen?“

Darauf antworte ich: „Man kann der Mission auf manigfache Weise dienen. Eine Person, die jetzt zu unsfern eifrigsten Sammlerinnen zählt, bekam einmal



Missions-Nähsschule zu Münster-Mayfeld.

belangen. „Whirr, whirr“, jauchten die Altagais auf und nieder, und jeden Stoß begleitet ein ähnliches, aus tausend Kehlen kommendes Gurgeln und Zischen. Da — mit einem Schlag springen alle gleichmäßig in die Höhe, stoßen ein Geheul aus und machen sich nun an das Abschlachten des gefallenen Feindes. Ist das große Werk getan, so setzt sich das wilde Herr wieder in Bewegung, und das Getöse, das aus den stampfenden Reihen dringt, gleicht der Meeresbrandung bei stürmischer See. Man bekommt den Eindruck, als stehe man einer überwältigenden Macht gegenüber, die rücksichtslos alles über den Haufen rennt und vom Erdboden weglegt, wie die Hurien, die keine Furcht, keinen Schrecken, kein Hindernis kennen.

Und doch, gesetzt, ein Kaninchen spränge in der Front dieser gewaltigen Massen auf, oder ein Kalb tue irgend etwas Ungewöhnliches, — sofort überfiele die ganze Armee ein Gruseln ob des bösen, Unheil verkündenden Omens, und sie würde an diesem Tag um keinen Preis mehr kämpfen. So abergläubisch sind diese heidnischen Schwarzen, und auch bei ihnen ist das Gemüt zehnmal stärker als die Muskelflack.

(Fortsetzung folgt.)

ein Buch in die Hand, worin sie zu ihrem Erstaumen die Überschrift fand: „Man kann auch mit dem Fuße predigen“. Das reizte ihre Neugierde, und als sie die Geschichte gelesen hatte, wurde ihr klar, daß auch sie imstande sei, mit den Füßen zu predigen, wenn sie sich nämlich aufmachte, um gute Schriften zu verbreiten. Seitdem hat sie schon gar viele Missionschriften, namentlich auch das „Bergkämmeinrich“ und den Mariannhiller Missionskalender verbreitet und dadurch viele milde Gaben für die armen Heidenkinder flüssig gemacht, auch die eine und andere gute Seele angeregt, sich persönlich in den Dienst der Mission zu stellen.

Ganz ähnlich denkt und handelt eine arme Witwe in Cincinnati in Amerika. Obwohl über 70 Jahre alt, ist sie unermüdlich tätig, milde Gaben für unsere Mission zu sammeln und unsere Schriften zu verbreiten. Mit tiefer Rührung las ich ihr letztes Brieslein, in dem sie mit zitternder Hand schreibt: „O, ich möchte so gerne vor meinem Ende noch recht viel tun können für die Mission, doch ich bin leider schon alt, und meine Kräfte lassen nach. Dennoch aber soll mir kein Weg zu weit sein und kein Opfer zu groß! Ich werde gehen und wandern, solange mich meine alten Füße tragen!“ — Ist solch